

dot:
books



Margaret George

MARIA
STUART

DER ROMAN IHRES LEBENS

Über dieses Buch:

Ihr wurde eine glänzende Zukunft vorhergesagt – doch nur zwei Jahre, nachdem sie den französischen Thron bestiegen hat, verliert Maria Stuart gleichzeitig Mann und Krone. Vertrieben und in Trauer kehrt die junge Königin der Schotten in ihre geliebte Heimat zurück, in der Hoffnung, von ihren Landsleuten mit offenen Armen empfangen zu werden. Aber viele im Volk stehen ihr feindlich gegenüber: Die einen verehren sie als Heilige, die anderen beschimpfen sie als Hure. Und auch am Hof weiß Maria nicht, wem sie wirklich trauen kann. In der Hoffnung auf Unterstützung wendet sie sich an ihre Cousine Elisabeth von England – und entfacht damit ein Feuer aus Intrigen, Eifersucht und politischen Spielen, das sich immer mehr auszubreiten droht ...

»Absolut überwältigend«, urteilt Bestsellerautorin Barbara Taylor Bradford

Über die Autorin:

Margaret George verbrachte als Tochter eines amerikanischen Diplomaten einen Großteil ihrer Kindheit auf Reisen nach Tel Aviv, Ägypten, Taiwan u.a. So wurde erstmals ihre Leidenschaft für die Geschichte fremder Kulturen geweckt. George studierte englische Literatur und Biologie in Massachusetts, sowie Ökologie in Stanford und arbeitete schließlich als Wissenschaftsautorin. Ihre Liebe zur Geschichte hat sie jedoch nie losgelassen, weshalb sie 1986 ihren ersten historischen Roman »Henry VIII« veröffentlichte. Bis heute schreibt Margaret George Romanbiografien über faszinierende Persönlichkeiten der Vergangenheit, mit welchen sie immer wieder auf der Bestsellerliste der New York Times steht. Sie lebt heute mit ihrem Mann in Wisconsin.

Die Website der Autorin: margaretgeorge.com/

Bei dotbooks veröffentlichte die Autorin die historischen Romane »Maria Stuart - Der Roman ihres Lebens«, »Kleopatra - Der Roman ihres Lebens«, »Maria Magdalena - Der Roman ihres Lebens«, und »Ich, Helena von Troja«.

eBook-Neuausgabe Oktober 2022

Die amerikanische Originalausgabe erschien erstmals 1995 unter dem Originaltitel »Mary Queen of Scotland and the Isles« bei St. Martin's Press, New York.

Copyright © der amerikanischen Originalausgabe 1992 by Margaret George

Copyright © der deutschen Erstausgabe by Gustav Lübke Verlag GmbH, Bergisch Gladbach

Copyright © der Neuausgabe 2022 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung von Shutterstock/Roberto Castillo, Nimaxs und eines Gemäldes von Francois Clouet „Mary“

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (ah)

ISBN 978-3-98690-529-3

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie,

dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter (Unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Maria Stuart« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können – danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:

www.dotbooks.de

www.facebook.com/dotbooks

www.instagram.com/dotbooks

blog.dotbooks.de/

Margaret George
Maria Stuart

Der Roman ihres Lebens

Aus dem Amerikanischen von Rainer Schmidt

dotbooks.

Für Scott George
1920 - 1989
Geliebter Vater, Freund und Lehrer

Die Finsternisse von Sonne und Mond, die Gefangenschaft wilder Elefanten und Schlangen und die Armut der Weisen zu sehen, dies zeigt, daß das Schicksal immer obsiegt.

Indisches Sprichwort

Prolog

IN MEINEM ENDE IST MEIN ANFANG

ENGLAND 1587

In der Stunde der tiefsten Nacht, als alle Kerzen bis auf eine ausgelöscht waren und alles still ruhte, ging die Frau leise hinüber zu ihrem Schreibpult und setzte sich. Sie stellte die eine Kerze zu ihrer Rechten und strich ein Stück Papier auf der Tischplatte glatt, so langsam wie möglich, um kein Geräusch zu machen. Die linke Seite hielt sie mit der Hand nieder - einer weißen Hand mit langen, schlanken Fingern, die der französische Dichter Ronsard einmal als einen »Baum mit ungleichen Ästen« beschrieben hatte. Die Hand sah jung aus, wie die eines fünfzehnjährigen Mädchens. Von der anderen Seite des Zimmers betrachtet, beleuchtet nur von der einzelnen Kerze, erschien das Gesicht der Frau ebenso jung. Bei näherem Hinsehen indessen waren die Umrisse der Schönheit zwar noch vorhanden, doch im Gerüst des alten Liebreizes fanden sich Falten und Dellen und schlaffes Gewebe. Die Haut spannte sich nicht mehr straff über die hohen Wangenknochen, die lange, gebieterische Nase, die mandelförmigen Augen, sondern sie lag weich darüber, zeichnete jede Aushöhlung nach und offenbarte sie so.

Mit dieser überraschend schlanken, elegant beringten Hand rieb sie sich die Augen; die Lider waren schwer, und

Spuren der Erschöpfung zeigten sich darunter. Seufzend tauchte sie die Feder in die Tinte und begann zu schreiben.

An Heinrich III., den Allerchristlichsten König von Frankreich

8. Februar 1587

Monsieur mon beau frère, estant per la permission de Dieu

–

Königlicher Bruder, nachdem ich mich nach Gottes Willen für meine Sünden, wie ich glaube, in die Macht der Königin, meiner Cousine, gegeben habe, von deren Hand ich seit fast zwanzig Jahren manches gelitten, bin ich nun von ihr und ihren Ständen endgültig zum Tode verurteilt worden. Ich habe um meine Papiere gebeten, die mir weggenommen wurden, damit ich mein Vermächtnis aufsetzen kann, doch ich habe nichts zurückerhalten können, was irgendwie brauchbar für mich wäre; auch habe ich nicht die Erlaubnis erhalten, mein Testament nach meinem Belieben zu verfassen oder meinen Leib nach dem Tode, wie ich es wünschen möchte, in Dein Königreich überführen zu lassen, in dem ich die Ehre hatte, Königin zu sein, Deine Schwester und alte Verbündete.

Heute nach dem Abendessen hat man mich von meinem Urteil in Kenntnis gesetzt: Ich soll hingerichtet werden wie eine Verbrecherin um acht Uhr in der Frühe. Ich habe nicht die Zeit gehabt, Dir einen umfassenden Bericht über alles, was geschehen ist, zukommen zu lassen, aber wenn du meinem Arzt und meinen anderen unglücklichen Bediensteten zuhörst, wirst Du die Wahrheit erfahren und auch, wie ich, Dank sei Gott, den Tod geringachte und ihm unschuldig jeglicher Verbrechen entgengetrete, gleich als wäre ich ihnen untertan. Der katholische Glaube und das Bestehen auf meinem gottgegebenen Recht auf den englischen Thron, dieser beiden Dinge wegen bin ich verurteilt.

Sie hielt inne und starrte vor sich hin, als habe ihr Geist plötzlich aufgehört, Worte zu bilden, oder als seien sie ihr ausgegangen. Die französische Sprache war besänftigend, einlullend. Selbst grausige Dinge klangen auf Französisch nicht so scheußlich. Ihr Geist vermochte, wagte es nicht, sie auf Schottisch zu formulieren.

»Cé porteur & sa compagnie la pluspart de vos subiectz ... Der Überbringer dieses Briefes und seine Begleiter, die meisten davon Deine Untertanen, werden Zeugnis ablegen davon, wie ich mich in meiner letzten Stunde gezeigt habe. Mir bleibt nur, Deine Allerchristlichste Majestät, meinen Schwager und alten Verbündeten, der Du immer Deine Liebe zu mir beteuert hast, zu bitten, Deine Güte nunmehr in allem folgenden unter Beweis zu stellen: Erstens durch Mildtätigkeit, indem Du meinen unglückseligen Bediensteten die Löhne auszahlst, die ihnen noch zustehen – es ist dies eine Last auf meinem Gewissen, die nur Du mir nehmen kannst; und überdies, indem Du zu Gott betest für eine Königin, die den Titel Allerchristlichste Königin von Frankreich getragen hat und die als Katholikin stirbt, all ihrer Habe beraubt.

Ich habe mir die Freiheit genommen, Dir zwei kostbare Steine zu senden, Talismane gegen Krankheit, in der Hoffnung, daß Du Dich guter Gesundheit und eines langen und glücklichen Lebens erfreuen mögest. Nimm sie von Deiner liebenden Schwägerin in Empfang, die Dir, da sie stirbt, ihr herzliches Gefühl für Dich bezeugt. Verfüge, so es Dir gefällt, daß um meiner Seele willen ein Teil dessen, was Du mir schuldest, ausgezahlt werde und daß mir um Jesu Christi willen genug übrigbleibe, eine Messe in meinem Gedenken zu feiern und die üblichen Almosen zu verteilen.

Mittwoch, um zwei Uhr morgens.

Deine Dich über die Maßen liebende und treue Schwester,

MARKER

Königin von Schottland

Sie legte die Feder hin, tat einen Lidschlag. Dann schob sie sorgfältig zwei kleine Bücher auf das Papier, um es niederzuhalten. Jede Bewegung war zierlich, aber müde. Die feinen, schlanken Finger streckten sich einmal und ruhten dann. Sie blies die Kerze aus.

Langsam ging sie zum Bett auf der anderen Seite des Zimmers und legte sich ausgestreckt und bekleidet hin. Sie schloß die Augen.

Es ist vollbracht, dachte sie. Das Leben, das auf dem Tiefpunkt der Geschehnisse Schottlands begann, ist jenem Schicksal gefolgt, und jetzt ist es am Ende.

Ein kleines Lächeln spielte um ihre Lippen. Nein. Ich bin am Ende. Oder, besser gesagt, ich wünschte, ich wäre es. O Jesu, laß mich jetzt nicht versagen!

Buch I

Königin von Frankreich

1542 - 1560

Kapitel 1

Im rauchig blauen Dunst war nichts zu sehen außer immer noch mehr Dunst. Die Sonne, verschleiert und gedämpft, umgab sich mit einem diffusen Lichtkranz, und sie war das einzige, das die Männer erkennen konnten, als sie versuchten zu kämpfen. Aber wenn sie den Feind nicht sehen konnten, wie sollten sie sich da verteidigen?

Der Dunst wehte und wirbelte, strich tief über grünen Morast und schlammigen Boden, umschmiegte das nasse Gelände und trieb seinen Schabernack mit den Männern, wenn sie versuchten, sich aus dem tückischen Sumpf zu befreien. Er war kalt und feucht, mitleidslos wie die Hand des Todes, mit dem er Arm in Arm daherkam.

Oberhalb des Sumpfes standen ein paar einsame Bäume, deren Äste von den Herbststürmen schon kahlgefegt waren; nackt und verloren ragten sie über das Schlachtfeld. Männer mühten sich ihren grauen, runzligen Stämmen entgegen, weil sie hofften, sich kletternd in Sicherheit zu bringen. Tausende von Füßen hatten den Boden rund um die Bäume zu einem quallenden Feld zertrampelt. Der Nebel lag wie eine Decke über allem.

Als der Nebel am nächsten Tag verflog, aufs Meer hinauswehte und die letzten Spuren der Verwirrung mitnahm, offenbarte sich ganz Solway Moss als ein jammervoller Schlachtplatz. Sumpf, Schilf und glitschiges Gras in den Mäandern des Flusses Esk zeigten, daß Solway Moss, das Moor von Solway, seinen Namen zu Recht trug. Dort in der südwestlichen Ecke der Gegend, wo England und Schottland zusammenstießen, hatten die beiden uralten Feinde miteinander gerungen wie zwei Hirsche,

taumelnd im Schlamm. Aber der englische Hirsch hatte über seinen Gegner triumphiert, und der Sumpf war übersät von Lederschilden, weggeworfen von den Schotten, die sich in der Falle gesehen hatten. Dort würden sie verrotten, denn trocken würde die Sonne sie nie.

Einer der englischen Soldaten, der seine Gefangenen davonführte, warf noch einmal einen Blick auf das Gelände, das grün und ruhig in den schrägen Strahlen der Herbstsonne lag. »Gott sei Schottland gnädig«, sagte er leise. »Niemand sonst wird es sein.«

Draußen begann es zu schneien – sanft erst, wie ein leises Seufzen, und dann immer heftiger, als habe jemand ein riesiges Kissen aufgerissen. Der Himmel war ganz weiß, und bald war es auch die Erde; der Wind trieb den Schnee beinahe waagrecht vor sich her, so daß er die Flanken von Bäumen und Häusern überzog und die ganze Welt in weniger als einer Stunde erbleichte. Die großen runden Türme von Falkland Palace erhoben sich wie riesige Schneemänner, die den Eingang bewachten.

Drinne schaute der König blicklos aus dem Fenster.

»Eure Majestät?« fragte ein banger Diener. »Bitte, was wünscht Ihr?«

»Hitze. Hitze. Zu kalt hier«, murmelte er, schüttelte den Kopf hin und her und schloß die Augen.

Der Diener legte noch mehr Holz auf das Feuer und fächelte es an, um die Flammen um die neuen Scheite zu locken. Es war wirklich kalt; niemand konnte sich erinnern, daß es so früh in dieser Jahreszeit schon so kalt gewesen war. Schon waren die Schiffe in den Häfen festgefroren, und die öden Felder waren eisenhart.

In diesem Augenblick erschienen ein paar der königlichen Feldsoldaten und spähten vorsichtig in den Raum. Er schien sie zu sehen, obwohl seine Augen geschlossen waren.

»Die Schlacht?« fragte er. »Bringt ihr Nachricht von der Schlacht?«

Sie kamen herein, die Kleider in Fetzen, und knieten vor ihm nieder. Schließlich sagte der Ranghöchste unter ihnen: »Ja. Wir wurden angegriffen und gründlich geschlagen. Viele ertranken beim Rückzug im Esk. Viele andere gerieten in Gefangenschaft - zwölftausend Gefangene im Gewahrsam des englischen Feldherrn.«

»Lösegeld?« Die Stimme des Königs war ein Flüstern.

»Kein Wort davon. Es heißt ... vielleicht werden sie alle als Gefangene nach England gebracht.«

Jäh stemmte der König sich von seinem Stuhl, und starr stand er da. Er ballte die Fäuste und löste sie wieder, und ein leiser Laut von grenzenlosem Schmerz entfuhr ihm. Wild schaute er in die Runde der Soldaten. »Wir sind geschlagen?« fragte er. Als sie nickten, rief er: »Alles ist verloren!«

Er wandte sich ab und stolperte zur Tür; dann sackte er am Türrahmen zusammen, als habe ein Speer ihn durchbohrt. Seine Hand krallte sich in seine Seite, und er taumelte in seine Privatgemächer, in die sie ihm nicht folgen konnten. Sein Kammerdiener lief ihm nach.

Der König suchte sein Bett; er warf sich hinein, lag stöhnend da und hielt sich die Seite. »Alles ist verloren!« murmelte er immer wieder.

Einer der Bediensteten schickte nach dem Arzt, ein anderer sprach mit den Soldaten.

»Ist es wirklich so schlimm, wie Ihr berichtet?« fragte er.

»Ja - und schlimmer«, antwortete einer der Soldaten. »Wir sind nicht nur geschlagen wie in Flodden, sondern entehrt noch dazu. Unser König war nicht bei uns; unser König hatte uns alleingelassen, um trübsinnig den Kopf hängen zu lassen, allein und fern vom Schlachtfeld - wie eine gezierte Jungfrau.«

»Sschh!« Der Diener sah sich um, ob etwa jemand zuhörte. Als er sicher war, daß es unmöglich war, sagte er:

»Der König ist krank. Er war krank, bevor diese Nachricht kam; der Schmerz über den Verlust seiner Erben, der kleinen Prinzen, hat ihn gebrochen.«

»Es ist die Pflicht eines Königs, solche Verluste zu tragen.«

»Der Verlust seiner beiden Erben wenige Tage nacheinander hat ihn davon überzeugt, daß sein Glück ihn verlassen habe. Und wenn einer davon erst überzeugt ist, dann ist es schwer, noch mit Autorität zu führen.«

»Ja, wie ein weichlicher Pfaffe oder ein Knabe, der an Fallsucht leidet!« rief ein anderer Soldat. »Wir brauchen einen Kriegsmann, der uns führt, kein Weib!«

»Ja, ja. Er wird genesen. Er wird wieder zu sich kommen. Wenn der Schmerz sich gelegt hat.« Der Diener zuckte die Achseln. »Höchstwahrscheinlich hat der König inzwischen einen neuen Erben. Seine Königin sollte jeden Augenblick ins Kingbedd gebracht werden.«

Der Soldat schüttelte den Kopf. »Schade bloß, daß er so viele Bastarde hat und daß keiner von denen als Thronfolger zu gebrauchen ist.«

Der König weigerte sich, von seinem Bett aufzustehen; schlaff lag er da wie in Trance. Ein paar seiner Edlen kamen zu ihm und standen um sein Bett. Der Earl von Arran, das vierschrötige Oberhaupt des Hauses Hamilton und in der Erbfolge der nächste Thronanwärter nach den leiblichen Kindern des Königs, schaute fürsorglich zu. Kardinal Beaton, der Staatssekretär, lauerte wie einer, der die letzte Beichte abzunehmen gekommen war. Die Vettern Stewart, lauter mächtige Clanführer von eigenen Gnaden, standen diskret im Gemach. Alle trugen schwere Wollsachen unter ihren leuchtenden Festgewändern; es war noch immer bitterkalt. In anderen Gemächern verharrten die Mätressen des Königs, frühere und

derzeitige, in Sorge um ihre Kinder. Würde der König geruhen, sich an sie zu erinnern?

Der König sah sie an; sie schillerten und gerannen vor seinen Augen, und manchmal schienen sie ganz zu zerfließen. Diese Gesichter ... aber keines von ihnen war ihm teuer, nein, kein einziges.

Schottland war geschlagen; das war sein einziger Gedanke, wenn der Schmerz ihn stechend durchfuhr.

»Die Königin«, flüsterte jemand. »Denkt an Eure Königin. Ihre Stunde ist nahe. Denkt an Euren Prinzen.«

Aber die Prinzen waren tot, die hübschen kleinen Knaben, gestorben nur wenige Stunden nacheinander, der eine in Stirling, der andere in St. Andrews. Orte des Todes. Keine Hoffnung. Alles dahin. Sinnlos, noch Hoffnung zu hegen; das Schicksal war stärker.

Dann ein neues Gesicht vor ihm. Jemand schaute ihm aufmerksam in die Augen, versuchte in ihnen zu lesen. Jemand Neues, frisch und unberührt.

»Sire, Eure Königin hat wohlbehalten entbunden.«

Der König mühte sich, die Worte hervorzubringen. Seltsam, wie schwer das Sprechen fiel. Früher war er von sich aus wortkarg gewesen, aber jetzt zeigte sein Körper sich verschlossen, obwohl sein Geist sich mitzuteilen wünschte. Seine Kehle versagte den Dienst. »Ist es ein Knabe oder ein Mädchen?« zwang er Zunge und Lippen schließlich zu sagen.

»Eine schöne Tochter, Sire.«

Tochter! Also auch die letzte Schlacht verloren.

»Auch das noch? So hol's der Teufel! Adieu, lebt wohl. Die Stewarts sind gekommen mit einer Maid, und sie werden gehen mit einer Maid«, murmelte er.

Das waren die letzten Worte, die er sprach, auch wenn der Arzt, als er sah, daß es mit ihm zu Ende ging, ihn ermahnte: »Gebt ihr Euren Segen! Gebt Eurer Tochter Euren Segen, um des lieben Gottes willen! Scheidet nicht,

ohne Eurer Erbin diese Gnade und Sicherheit zu hinterlassen.«

Aber der König lachte nur leise und lächelte dann, küßte seine Hand und reichte sie all seinen Lords ringsum; und kurz danach wandte er den Kopf von seinem Gefolge ab zur Wand und starb.

»Was hat er mit seinen Worten gemeint?« flüsterte einer der anwesenden Lords.

»Die Krone von Schottland«, antwortete einer. »Sie kam über Marjorie Bruce auf die Stewarts, und er fürchtet, sie werde von ihnen gehen durch ... wie heißt die Prinzessin?«

»Prinzessin Maria.«

»Nein«, sagte der andere, als er sah, wie die Ärzte den toten König langsam umdrehten und ihm die Hände falteten, damit der Priester ihn salben konnte. »Königin Maria. Maria, Königin der Schotten.«

Seine Frau, die Königinwitwe, bemühte sich, nach der Geburt möglichst schnell wieder zu Kräften zu kommen. Für sie gab es keine mähliche Genesung im Wochenbett, nicht das Empfangen von Besuchern mit ihren Geschenken, denen zum Lohn für ihre guten Wünsche das Kind zur Besichtigung präsentiert wurde, umhüllt von weißer Spitze und Taft und eingewickelt in viele Ellen vom weichsten Samt in der vergoldeten königlichen Wiege.

Nein, Marie de Guise, die Hinterbliebene - Welch wunderliche Bezeichnung, dachte sie - Seiner Majestät James' V. von Schottland, mußte sich aufrichten und darauf gefaßt sein, ihr Kind zu verteidigen wie eine Wolfsmutter in einem harten Winter. Und es war ein sehr harter Winter, nicht nur, was Schneestürme und vereiste Straßen anging, sondern für Schottland insgesamt.

Im rötlichen Schein der Feuer, die sie beständig in Gang hielt, konnte sie sich fast vorstellen, daß die Zähne der Edlen eher wie die Reißzähne von Hunden aussahen. Einer

nach dem andern begaben sie sich nach Linlithgow Palace, dem goldenen Palast an einem langgestreckten, schmalen See – einem »Loch« – gleich westlich von Edinburgh, und verneigten sich vor dem Kind – ihrer neuen Königin. Sie kamen in schwere Pelze gehüllt, die gestiefelten Füße mit Tierhäuten umwickelt, und es war schwer, ihre eisverkrusteten Bärte von den Pelzen zu unterscheiden, die ihre Gesichter umgaben. Sie knieten nieder und murmelten sich etwas über ihre Gefolgschaftstreue in den Bart, aber ihre Augen glänzten übernatürlich hell.

Da waren all die Clans, die kamen, um sicherzustellen, daß kein anderer Clan ihnen den Weg zur Macht versperrte; denn dies war die größte aller Gelegenheiten – dem Tod eines Hirsches gleich, der die Aasfresser des Waldes in Scharen herbeilockte. Ein Säugling war ihre Monarchin, ein hilfloses Kind, beschützt nur von einer ausländischen Mutter, einer Französin, die von den Gebräuchen hier nichts wußte und fern ihrer Heimat lebte.

Der Earl von Arran, James Hamilton, war da; wäre dieses Kind nicht zur Welt gekommen, dann wäre er jetzt König gewesen. Wohlwollend lächelte er dem Säugling zu. »Ich wünsche ihr ein langes Leben«, sagte er.

Der Earl von Lennox, Matthew Stuart, der behauptete, nicht Arran, sondern er sei der wahre Thronerbe, kam gleich darauf und schaute sehnsuchtsvoll auf das Baby herab. »Möge sie alle Gaben der Anmut und der Schönheit besitzen«, sagte er.

Patrick Hepburn, der »schöne Earl« von Bothwell, trat vor und drückte einen längeren Kuß auf die Hand der Königinmutter. »Möge sie die Macht haben, jeden, der sie anschaut, dazu zu bringen, daß er sie liebt«, sagte er und hob den Blick zu Marie.

Der rotgesichtige, stämmige Earl von Huntly stapfte an der Wiege vorbei und verbeugte sich. »Möge sie stets ruhig unter Freunden weilen und niemals in die Hände ihrer Feinde fallen«, sagte er.

»Mylord«, wandte Marie de Guise ein, »warum von Feinden sprechen? Warum in dieser Stunde auch nur an sie denken? Ihr verbindet Eure guten Wünsche mit etwas Unheimlichem. Ich bitte Euch, verbessert Eure Worte.«

»Ich kann sie verbessern, aber niemals ungesagt machen. Einmal gesprochen, sind sie in ein anderes Reich entfleucht. Aber gut: Mögen ihre Feinde verflucht sein und in Verwirrung stürzen.«

»Dieses *Wort* gefällt mir nicht.«

»Ich kann aber nicht versprechen, daß sie keine Feinde haben wird«, antwortete er störrisch. »Es wäre auch kein guter Wunsch. Es sind die Feinde, die einen Menschen machen und formen. Nur ein Nichts hat keine Feinde.«

Als die Lords gegangen waren, saß Marie de Guise an der Wiege und bewegte sie sanft hin und her. Das Kind schlief. Der Feuerschein malte die eine Hälfte des Gesichtes rosig an, und das Baby krümmte und streckte die dicken, von Grübchen gezierten Fingerchen.

Meine erste Tochter, dachte Marie, und sie sieht anders aus. Ist es meine Phantasie? Nein, ich glaube, sie ist von echter Weiblichkeit. Die Schotten würden sagen, ein Mädels ist immer anders als ein Bub, schon von Anfang an. Diese Tochter hat eine Haut wie Mandelmilch. Und ihr Haar – sanft schob sie die Haube des Kindes zurück –, welche Farbe wird es wohl bekommen, bei dieser Haut? Es ist noch zu früh, um es zu erkennen; der Flaum hat die gleiche Farbe wie bei allen Säuglingen.

Maria. Nach mir selbst habe ich sie getauft, und nach der Heiligen Jungfrau; schließlich ist sie am Tag der Heiligen Jungfrau geboren, am Tag der Unbefleckten Empfängnis, und vielleicht wird die Jungfrau sie schützen und sie in ihre besondere Obhut nehmen.

Maria, Königin Schottlands und Herrin der Inseln. Meine Tochter ist schon eine Königin – sechs Tage alt, und dann

wurde sie Königin.

Bei diesem Gedanken regte sich ein leises Schuldgefühl in ihr.

Der König, mein Herr und Gemahl, ist gestorben, und so ist meine Tochter vor der Zeit Königin geworden. Brennenden Schmerz sollte ich fühlen. Den König sollte ich betrauern, mein Schicksal beklagen, anstatt staunend meine Tochter anzuschauen, die Kindkönigin.

Das Kind *wird* schön werden, dachte sie, als sie die Gesichtszüge betrachtete. Schon jetzt kann ich sehen, daß sie die Augen ihres Vaters hat, diese Stewart-Augen, schräg und mit schweren Lidern. Seine Augen, die so viel verhiessen, die so beruhigend und doch so verschlossen waren und ihre eigenen Tiefen verbargen.

»Meine teure Königin.« Hinter sich hörte sie eine vertraute Stimme: Kardinal Beaton. Er war nicht mit den anderen gegangen; aber er fühlte sich auch zu Hause hier, und das jetzt mehr denn je, nachdem der König für immer gegangen war. »Betrachtet Ihr Euer Werk? Seht Euch vor, sonst verliebt Ihr Euch noch in Eure eigene Schöpfung.«

Sie richtete sich auf und drehte sich um. »Es ist schwer, sie nicht mit ehrfürchtigem Staunen zu betrachten. Sie ist schön, und sie ist eine Königin. Meine Familie in Frankreich wird außer sich sein. Endlich können sich die Guise einer Monarchin rühmen.«

»Ihr Familienname ist nicht Guise, sondern Stewart«, erinnerte sie der beliebte Kirchenmann. »Nicht ihr französisches Blut bringt sie auf den Thron, sondern ihr schottisches.« Er gestattete sich eine Verbeugung und streichelte dem Kind die Wange. »Nun, was werdet Ihr tun?«

»Den Thron für sie halten, so gut ich kann«, sagte Marie.

»Dann werdet Ihr in Schottland bleiben müssen.« Er richtete sich auf und ging zu einer Silberschale mit Süßigkeiten und Nüssen. Er nahm ein Stück und steckte es in den Mund.

»Das weiß ich!« Sie war empört.

»Keine Pläne für die Flucht nach Frankreich?« Er lachte scherzhaft. »Aus Sevilla-Orangen gemacht«, bemerkte er und lutschte an dem süßen Brocken. »Kürzlich habe ich von einer kandierten Rinde aus Indien gekostet. Viel süßer.«

»Nein. Wenn dieses Kind nicht gekommen wäre, wenn ich eine kinderlose Witwe wäre, dann würde ich gewiß nicht länger hier verweilen. Aber jetzt habe ich eine Aufgabe, und zwar eine, der ich mich nicht entziehen kann.« Es fröstelte sie. »Sofern ich hier nicht erfriere oder die Schwindsucht bekomme.«

Draußen schneite es wieder. Sie ging durch das Zimmer zum Steinbogen des Kamins, wo auf ihren Befehl hin ein großes Feuer loderte. Das Gemach des Kindes mußte warmgehalten werden, mochte das bitterkalte Wetter in Schottland noch so wild toben.

»Ach, David«, sagte sie, und ihr Lächeln verging, »was wird aus Schottland werden? Die Schlacht ...«

»Wenn es nach den Engländern geht, wird es ein Teil Englands werden. Sie werden versuchen, es auf diese oder jene Art an sich zu raffen, höchstwahrscheinlich durch eine Heirat. Als Sieger von Solway Moss, mit tausend hochrangigen Gefangenen in ihrer Gewalt, werden sie die Bedingungen diktieren. Wahrscheinlich werden sie Maria zwingen, ihren Prinzen Edward zu heiraten.«

»Niemals! Das lasse ich nicht zu«, rief Marie.

»Sie muß jemanden heiraten«, erinnerte sie der Kardinal. »Das ist es ja, was der König meinte, als er sagte: Sie werden gehen mit einem Mädchen. Wenn sie heiratet, geht die Krone auf ihren Ehemann über. Und einen französischen Prinzen, der in Frage käme, gibt es nicht. Die Erben König Franz', Heinrich von Valois und Katharina von Medici, sind unfruchtbar. Wenn die kleine Maria versucht, einen Schotten zu heiraten, einen ihrer eigenen Untertanen, werden die übrigen sich voller Eifersucht erheben. Wen also, wenn nicht einen Engländer?«

»Keinen englischen Prinzen«, wiederholte Marie immer wieder. »Keinen englischen Prinzen. Es sind lauter Ketzer dort unten.«

»Und was gedenkt Ihr mit den Bastarden des Königs anzufangen?« fragte der Kardinal leise.

»Ich werde sie alle zusammenführen und hier großziehen, im Palast.«

»Ihr seid verrückt. Führt sie lieber alle zusammen und beseitigt sie.«

»Wie ein Sultan?« Marie mußte lachen. »Nein, das ist keine christliche Handlung. Ich werde ihnen Barmherzigkeit zuteil werden lassen und ein Heim schenken.«

»Und sie mit Eurer eigenen Tochter großziehen, der rechtmäßigen Königin? Das ist nicht christlich, sondern fahrlässig. Ihr werdet vielleicht noch erleben, wie Eure Tochter die bösen Früchte dieser irgeleiteten Güte erntet. Hütet Euch, daß Ihr keine Schlangen nährt, die sie später beißen könnten, wenn Ihr nicht mehr seid.« Das fette, faltenlose Gesicht des Kardinals zeigte echte Besorgnis. »Wie viele sind es?«

»Oh, etwa neun, glaube ich.« Sie lachte und verspürte dann auch deshalb Gewissensbisse.

Ich sollte die Untreue des Königs mit Mißfallen betrachten, dachte sie. Aber das tue ich nicht. Warum nicht? Ich habe ihn wohl nicht geliebt. Denn sonst wäre ich über diese Weiber hergefallen und hätte ihnen die Augen ausgekratzt.

»Es sind lauter Jungen; nur ein Mädchen ist dabei: Jean. Sein Lieblingsbankert war der, der seinen Namen trug: James Stewart. Der ist jetzt neun Jahre alt und lebt mit seiner Mutter im Schloß zu Lochleven. Es heißt, er sei schlau«, sagte Marie.

»Daran zweifle ich nicht. Niemand ist schlauer als ein königlicher Bastard. Sie hegen ungebührliche Hoffnungen.

Zwingt ihn in die Kirche und bindet ihn dort, wenn Euch die Sicherheit der kleinen Königin am Herzen liegt.«

»Nein, am besten holt man ihn in den Palast und läßt ihn lernen, seine Schwester zu lieben.«

»Seine Halbschwester.«

»Meine Güte, seid Ihr verstockt. Ich weiß Eure Warnungen zu schätzen, aber ich werde die Augen schon offenhalten.«

»Und was ist mit den Adeligen? Ihr könnt doch keinem von ihnen vertrauen, oder?«

»Doch. Ich vertraue denen, die die Mädchen geheiratet haben, die ich aus Frankreich mitgebracht habe. Lord George Seton, der meine Zofe Marie Pieris geheiratet hat. Lord Robert Beaton, der mit Joan de la Reynville vermählt ist. Lord Alexander Livingston, den Gatten von Jeanne de Pedefer.«

»Aber die größeren Edelleute sind nicht auf dieser Liste.«

»Nein.«

In diesem Augenblick fing die kleine Königin an zu schreien, und die Mutter nahm sie auf. Der winzige Mund war zitternd verzogen, und die großen Augen schwammen in Tränen.

»Schon wieder hungrig«, sagte Marie. »Ich werde die Amme rufen.«

»Sie ist eine Schönheit«, sagte der Kardinal. »Es ist schwer vorstellbar, daß jemand ihr Böses wünschen könnte.« Er kitzelte das Baby unterm Kinn. »Ich grüße Euch, Eure Majestät.«

»Jedermann beklagte, daß das Reich ohne einen männlichen Erben geblieben war«, schrieb ein junger Priester namens John Knox langsam und nachdenklich. Er blickte auf zu seinem Kruzifix, das über seinen Pult hing, als er die Feder in das Tintenfaß tauchte.

Warum hast Du Deine Hand von uns genommen,
beschwor er stumm das Kreuz.

Warum, o Herr, hast Du Schottland verlassen?

Kapitel 2

Das Septemberwetter hatte den ganzen Tag Schabernack gespielt. Erst hatte es einen Wolkenbruch gegeben, mit starkem, böigem Wind, der hoch oben bei den zweihundertfünfzig Fuß hohen Türmen von Stirling Castle noch heftiger geweht hatte. Dann hatten sich die Wolken verzogen, nach Osten, in Richtung Edinburgh, und einen gleißend blauen Himmel und ein bitteres Gefühl von Sauberkeit zurückgelassen. Jetzt drängte wieder schwarzes Gewölk heran, aber Marie de Guise stand noch in der Sonne, und sie erkannte in der Ferne einen Regenbogen über den abziehenden Gewitterwolken, die einen Dunstschleier hinter sich herschleppten, welcher bis zur Erde reichte.

Ob das ein Omen war? Es war verzeihlich, daß die Königinmutter heute von banger Unruhe erfüllt war: Es war der Krönungstag ihrer Tochter.

Die Zeremonie war in aller Hast arrangiert worden; es war ein Akt tollkühnen Trotzes gegen England, der nichtsdestoweniger von allen Schotten unterstützt wurde. Bis auf den letzten Mann hatten sie die bald anmaßende, bald herablassende Behandlung durch Heinrich VIII. unerträglich und ungenießbar gefunden. Seine selbstgefälligen Forderungen und seine kindischen Drohungen, seine absolute Unfähigkeit zu begreifen, daß Schottland eine Nation war, nicht etwa ein Sack Korn, den man kaufen und verkaufen konnte, die kühle Selbstverständlichkeit, mit der er annahm, daß er alle Macht habe und daher immer seinen Willen bekommen müsse - all das überzeugte die Schotten davon, daß sie sich bis zum Äußersten widersetzen mußten und widersetzen würden.

Zuerst mußte Marias Zwangsverlobung mit Edward aufgelöst werden, eine Verlobung, die zur Bedingung hatte, daß Maria nach England geschickt und dort erzogen werde. Als dies verwehrt worden war, hatte König Heinrich sie in die Obhut eines englischen Haushalts in Schottland geben und ihre Mutter aus ihrer Nähe verbannen wollen. Es war sein Wille, daß sie sich ständig in englischer Hand befinden solle; mit anderen Worten, sie sollte von ihrem eigenen Volk ferngehalten und englisch, nicht schottisch erzogen werden – damit sie die Interessen ihres Volkes später um so leichter verraten würde, so dachte er.

Heinrichs »verpflichtete Lords«, die Gefangenen von Solway Moss, hatten das Banner gewechselt und der englischen Politik widersagt, sobald das möglich gewesen war, und jetzt betrieb man mit Eile den zweiten Akt des Trotzes: Maria würde heute nachmittag zur Königin von Schottland gekrönt werden, um die Tatsache zu bekräftigen, daß Schottland eine unabhängige Nation mit einem eigenen Souverän war, auch wenn dieser Souverän erst neun Monate zählte.

Das auserwählte Datum war höchst unglücklich, dachte die Königinmutter: Der 9. September, der Jahrestag der furchtbaren Schlacht von Flodden Field, wo vor genau dreißig Jahren Marias Großvater sein Ende gefunden hatte, niedergemetzelt von den Engländern.

Gleichwohl lag auch hierin eine gewisse trotzig Regung, als werde nicht nur Heinrich VIII. herausgefordert, sondern das Schicksal selbst.

Sie blickte hinauf zum Himmel, der nun wieder dunkler wurde, und eilte dann über den Hof zum Palast. Jetzt war keine Zeit, die französischen Arbeiten zu bewundern, die ihr Gemahl bei der Ausschmückung des grauen Steinpalastes so verschwenderisch hatte anbringen lassen, bis hin zu den wunderlichen Steinstatuen, die er überall an der Fassade aufgestellt hatte. Sogar von ihr war eine darunter, die jetzt auf ihr lebendes Vorbild

herunterschaute, das raschen Schritts auf den Eingang des Schlosses zuing.

Ihre Tochter war bereit; sie trug schwere königliche Gewänder in Miniaturausführung. Ein karminroter Samtmantel mit hermelingefütterter Schleppe war an ihrem kleinen Hals befestigt, und ein juwelenbesetztes Kleid aus Atlasseide mit langen, weiten Ärmeln umhüllte das Kind, das schon sitzen, aber noch nicht laufen konnte. Die Mutter strich der Kleinen über den Kopf – der nun bald die Krone tragen sollte –, betete stumm für sie und übergab sie mit ernster Miene an Lord Alexander Livingston, ihren Hüter, der sie in feierlicher Prozession über den Hof zur Königlichen Kapelle tragen würde. Als sie draußen vorüberzogen, sah die Königinmutter, daß die Sonne geflohen war; der Himmel war schwarz. Aber noch hatte es nicht angefangen zu regnen, und das Kind gelangte in seinen Zeremoniengewändern trocken in die Kapelle, gefolgt von einer Prozession von Staatsbeamten.

Nicht viele waren in der Kirche. Der englische Botschafter, Sir Ralph Sadler, der hier die Pläne seines Herrn zunichtegemacht sah, stand düster da und wünschte der Zeremonie und allen Beteiligten Unglück. D'Oysell, dem französischen Gesandten, war es ein Greuel, überhaupt anwesend zu sein, denn durch seine Anwesenheit schien er dieser Sache seine Billigung zu geben. Aber König Franz würde über alle Einzelheiten informiert werden müssen, oder er würde seinen Botschafter wegen seiner Unkenntnis furchtbar bestrafen. Die übrigen Vormünder der kleinen Königin waren in einer Zuschauerreihe angetreten. Kardinal Beaton stand bereit, die Zeremonie zu vollziehen; er wartete vor dem Thron.

Die Krönung selbst war kein prunkvoller, nicht einmal ein komplizierter Akt, wie dergleichen in England gewesen wäre. Die Schotten wollten es hinter sich bringen, und so trug Livingston, der Hüter, Maria auf schlichteste Weise nach vorn zum Altar und setzte sie behutsam auf den dort

aufgestellten Thron. Dann blieb er daneben stehen und hielt sie fest, damit sie nicht herunterpurzelte.

Rasch sprach Kardinal Beaton ihr den Krönungseid vor, den der Hüter als ihr Pate für sie nachsprach; mit seiner Stimme gelobte sie, Schottland zu schützen und zu lenken und ihm eine treue Königin zu sein, im Namen des Allmächtigen Gottes, der sie dazu auserkoren hatte. Sogleich nahm der Kardinal ihr daraufhin die schweren Gewänder ab und machte sich daran, sie auf Rücken, Brust und Handflächen mit heiligem Öl zu salben. Als die kalte Luft sie berührte, fing sie an zu weinen; sie jammerte und schluchzte.

Der Kardinal hielt inne. Sicher, sie war nur ein Baby und weinte, wie alle Babys weinten, unerwartet und bestürzend. Aber in der Stille der steinernen Kirche, wo die Nerven ohnehin angespannt waren ob der unerlaubten, rebellischen Natur dieser ganzen Zeremonie, klangen diese Laute niederschmetternd. Das Kind weinte wie über den Fall des Menschen, wie im Grauen vor der ewigen Verdammnis.

»Psst, pst«, murmelte er. Aber die kleine Königin ließ sich nicht beruhigen; sie heulte, bis der Earl von Lennox das Zepter brachte, einen langen Stab aus vergoldetem Silber, mit Kristall und schottischen Perlen besetzt. Er legte es dem Kind in die Hand, und die Kleine umfaßte den schweren Schaft mit ihren dicken Fingerchen. Ihr Weinen verebbte. Dann wurde ihr vom Earl von Argyll das prachtvoll vergoldete Staatsschwert präsentiert, und der Kardinal umgürtete den kleinen runden Leib feierlich mit dem drei Fuß langen Schwert.

Dann trug der Earl von Arran die Krone herbei, einen schweren Traum aus Gold und Edelsteinen, in den goldenen Reifen geschmiegt, den Robert Bruce in der Schlacht von Bannockburn, in der Nähe von Stirling, auf seinem Helm getragen hatte. Der Kardinal nahm die Krone behutsam und ließ sie auf den Kopf des Kindes sinken, wo